

Rede auf Kay Hoff zu seinem 80. Geburtstag

Gehalten in Lübeck im August 2004

An unsere erste Begegnung wird sich Kay Hoff nicht erinnern, denn wir haben uns damals nicht gesehen. Es war 1965, als er in Berlin, West-Berlin, den Ernst-Reuter-Preis für sein eindrucksvolles Hörspiel „Die Chance“ erhielt. Es ist der Monolog eines Grenzsoldaten der DDR, der nach dem Westen geflohen ist und nun sein Tun zu erklären versucht; ein furioser Text, den der vortreffliche Schauspieler Hans-Helmut Dickow mit leicht sächsischem Akzent sprach.

Kay Hoffs Dankrede für den Preis ist nun im Band 8 der zehnbändigen Gesamtausgabe nachzulesen. Als ich die Rede jetzt wieder las, entsann ich mich des Skandals, den sie ausgelöst hatte. Ich war damals Redakteur des „Spandauer Volksblatts“ in Berlin. Ich hörte vom Aufsehen, das diese Rede gemacht hatte, und druckte sie ab.

Wenn man sie heute liest, wundert man sich, dass sie von vielen mit Empörung aufgenommen wurde. So war also 20 Jahre nach dem Krieg noch die politische Atmosphäre in unserem Land: man durfte manche Dinge nicht beim Namen nennen, auch nicht so sachlich und freundlich fragend, wie Kay Hoff es tat. Er nannte eben nur die rituell wiederholten Worte „Einheit in Frieden und Freiheit“ inhaltsleer und er freute sich, dass die jungen Leute mit Vaterland und Vaterlandsliebe nichts mehr anzufangen wussten, mit den Phrasen nämlich, mit denen die Großväter in den Ersten und die Väter in den Zweiten Weltkrieg gezogen waren.

Dass hier Kay Hoff auch von sich sprach, von seiner Lebenserfahrung, das habe ich erst später bemerkt. Jetzt wird es wieder in diesem Band nachzulesen sein in seiner „Rede über Deutschland“; das ist ein Text, den man sich ins Lesebuch wünschte: „Ich wurde geboren im Jahre 1924 in Deutschland, das damals Deutsches Reich hieß, fast sechs Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, fast 15 Jahre vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, und als ich acht Jahre alt war, ... da wurde mit strammer Marschmusik und leuchtenden Fackelzügen eine neue Regierung gefeiert, die sich „Regierung der nationalen Einheit“ nannte ...“ Kay Hoff, Kind ei-

ner gutbürgerlichen Familie in Neustadt in Holstein, ist mit den nationalen Wörtern aufgewachsen, von denen er am eigenen Leib erfahren musste, wie „hohl und leer, wie manipulierbar und damit wie gefährlich diese Wörter waren“.

Kay Hoff hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass er bis zum Ende des Krieges, in den er als Siebzehnjähriger hineinging, an all das glaubte, was die Propaganda ihm weismachte. Es war jüngst von einigen bekannten Literaten die Rede, die nie darüber gesprochen hatten, dass sie einmal Mitglied der NSDAP waren oder des nationalsozialistischen Studentenbundes; darunter auch einer, der sich gerne „Praeceptor Germaniae“ nennen ließ, Lehrer Deutschlands. Nie hätte sich Kay Hoff einen solchen Titel angemaßt. Und doch könnte man viel bei ihm lernen. Er hat nie verschwiegen, dass er als blutjunger Mensch involviert war; welch eine Wohltat: diese Offenheit und Ehrlichkeit. Dafür bin ich, der ich zur Generation der Kriegskinder gehöre, ihm dankbar; diese Offenheit war nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Die Erfahrung, die er an sich selbst, mit sich selbst machte, war für ihn der Anstoß zu einer, ich kann ruhig sagen, lebenslangen Auseinandersetzung mit dem, was da war. Man kann einen Großteil des Romanwerks von Kay Hoff unter diesem Zeichen sehen: es ist der Versuch, die Haltung und Gesinnung der sogenannten kleinen Leute zu zeigen in der Vorkriegszeit, im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit; das ist das beherrschende Thema seiner Prosa, auch der kleinen Erzählungen, die er seit den fünfziger Jahren veröffentlichte und das vieler, nicht aller, seiner Hörspiele und Feature. Dabei interessieren ihn die sog. normalen Menschen, die keine Helden sind, sondern Mitmacher, Mitläufer, Verweigerer, Täter und Opfer zugleich, gemischte Charaktere, wie man so sagt. Hier besteht die große Kunst des Erzählers darin, sich in deren Vorstellungswelt hineinzusetzen – in Rollenprosa, in erlebter Rede oder in innerem Monolog.

Insofern ist auch nicht ganz richtig, was ich jetzt in einer Publikation über die Kriegskinder las: dass nach

dem Krieg das Leid der Menschen nicht besprochen wurde, auch aus Selbstschutz nicht. Einige haben es doch getan. Heinrich Böll wäre zu nennen und eben Kay Hoff. Er hat es ohne Eitelkeit beschrieben und ohne Selbstbezug; es war sein Thema, es war aber nicht seine Person, die im Mittelpunkt stand. Bescheidenheit wird merkwürdigerweise von der Öffentlichkeit nicht belohnt, Eitelkeit schon. Es müsste doch umgekehrt sein: diejenigen, die von ihrer eigenen Persönlichkeit besessen sind, wie das Hannah Arendt einmal nannte, müssten allenthalben doch Skepsis hervorrufen. Und die, die bescheiden sind, Sympathie. Verkehrte Welt.

Franz Tumlner, ein bedeutender, in der Öffentlichkeit wenig beachteter Schriftsteller, erzählte mir vor Jahren, er habe sich das Buch eines bekannten Autors, das zum Bestseller wurde, gekauft und gelesen. Er wollte auf das Geheimnis kommen. Und, sagte er, ich habe es gefunden: die halbe Wahrheit halb gut schreiben, das ist es. Kay Hoff schreibt nicht halb gut, sondern „ganz gut“, also wirklich gut. Aber schreibt er die ganze Wahrheit?

Es ist kein einfaches Ding mit der Wahrheit. In seinem Aufsatz „Wie ich anfang“, hier wieder abgedruckt, sagt Kay Hoff: „Wenn ich zu sagen versuche, wie ich anfang – und das heißt für mich: zu sagen versuche, wer ich bin –, dann war und ist es das: Bemühungen, das Selbstverständliche auszusprechen, einfache Wahrheiten – aber nie die Wahrheit – neu zu formulieren, Tatbestände durch Schreiben und Beschreiben einsichtig zu machen. Das schien mir wichtig, das wollte ich als Schriftsteller, will es noch heute.“ Die halbe Wahrheit ist wohl daran zu erkennen, dass sie als ganze ausgegeben wird. Es gibt aber nur verschiedene Aspekte der Wahrheit, jedenfalls wenn es um Menschen und menschliche Beziehungen geht, alles andere wäre eine simple Vereinfachung.

Kay Hoff hat als Lyriker angefangen. Der Lyriker bringt seine subjektive Wahrheit, seine Eindrücke, seine Gedanken, seine Sicht der Dinge. Momentaufnahmen der Geschichte, des Geschehens. Der Romancier

dagegen bietet ein Panorama der Gesellschaft, ein breiteres oder schmäleres, aber eben nicht nur eine Sicht; seine Welt ist komplex. Das mag auch die Schwierigkeiten Kay Hoff's mit seinem ersten großen Roman „Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich“ erklären, von denen er in „Wie ich anfang“ berichtet. Es kam darauf an, möglichst genau zu sein, es kam darauf an, verschiedene Perspektiven auf das Geschehen zu werfen; das hat Kay Hoff über die Jahre hin immer wieder versucht. Und er hat schließlich die verschiedenen Perspektiven nebeneinander stehen lassen:

„Da die verschiedenen (Vor-) Fassungen von „Bödelstedt“ in der Folge von langen Jahren geschrieben worden waren, in unterschiedlichen stilistischen Ansätzen, die jeweils mittelbar auf ihre Entstehungszeit verwiesen, ergab sich zudem darin und dadurch ein verwirrendes, mich selbst faszinierendes Überschneiden und Überblenden der Zeiten: Die verschiedenen Erzählzeiten des ursprünglichen Ich-Erzählers brechen sich in der – gleichsam überlagerten – Erzählungs-Zeit des Herausgebers, der – als ein alter Mann – zudem noch im historisch ältesten Stil schreibt, obwohl seine Anmerkungen und Kommentare das späteste Datum tragen, nämlich den Anfang der 60 Jahre, und in all dem wird dargestellt eine andere Zeit, eben die Jahre 1930 bis 1945, die wiederum im Sprachstil einzelner Figuren sich ausprägt.“ (225)

Die Konstruktion des „Dr. Faustus“ von Thomas Mann, den genius loci Lübecks zu zitieren, ist ähnlich, aber nicht ganz so kompliziert. Überhaupt würde es sich lohnen, „Bödelstedt“ parallel zum „Dr. Faustus“ zu lesen, gewissermaßen in Ergänzung, denn hier ist die Fülle des historischen Alltags, der den Unterbau bietet zu dem dort Dargestellten.

Die bekannte Frage „Was ist Wahrheit?“ wird an den Leser von „Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich“ also weiter gegeben; der herkömmliche Leser will aber doch gerne bedient werden mit handlichen Ergebnissen. Dem Buch ist bei aller Anerkennung durch die Kritik der verdiente Erfolg bei den Lesern versagt geblieben.

Und doch: wie wichtig wäre es, es würde heute noch und wieder gelesen; es zeigt in einer norddeutschen Kleinstadt das vielfältige Bild dieser Jahre 1930 bis 1945, über die heute so simple Wahrheiten im Fernsehen feil geboten werden.

Kay Hoff hat an diesem Roman gearbeitet ohne Stipendien und öffentliche Unterstützung und nicht als Single, wie das heute heißt, sondern als Vater einer wachsenden Familie, die ja ernährt sein wollte: vier Kinder. Das ging natürlich nur, weil eine tapfere Frau an seiner Seite ihn durch umsichtige Haushaltsführung, das mindeste zu sagen, unterstützte. Deshalb sei auch dem Menschen gedankt, der ihm das Werk ermöglichte: seiner Frau Marianne Hoff. Als Vater von vier Kindern habe ich wenigstens eine Ahnung von dem, was Sie geleistet haben.

Kay Hoff hat in diesen Jahren als Hausmeister gearbeitet, als Bibliothekar, als Journalist und Redakteur, als Verleger und schließlich als Leiter des deutschen Kulturzentrums in Tel Aviv 1969 bis 1973. Goethe-Institut durfte es nicht heißen aus Rücksicht auf die arabischen Staaten. Kay Hoff war der erste Leiter, er hat dieses Institut aufgebaut, mit Sachverstand und Finger-spitzengefühl. Es war nicht ganz einfach. Aber es gab noch diese große Gruppe der gebildeten deutschen Juden in Israel, die überlebt hatten, weil sie ihre Heimat verlassen hatten, Deutsche durch und durch, die so dankbar waren für deutsche Bücher und deutsche Vorträge.

Hier fand nun meine erste Begegnung mit Kay Hoff in Person statt. Ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam. Jedenfalls hielt ich einen Vortrag im Kulturzentrum zum delikaten Thema „Liebeslust und Liebesleid“, das die Zuhörer enttäuscht haben muss, ging es doch um Frauenromane der Goethezeit, über die ich ein Seminar an der Universität Hannover am Institut Hans Mayers hielt. Mein Vortrag war nur halb fertig, den Rest musste ich improvisieren. Und ich bin sicher, dass Kay Hoff fürchtet – er hat es nicht vergessen –, dass dies auch heute der Fall sein wird. Lieber Herr Hoff,

heute zu Ihrem Geburtstagsfest habe ich meinen Vortrag zu Ende geschrieben.

Unvergessen sind mir die Gespräche nach meiner Rede in Tel Aviv mit den freundlichen Zuhörern, die meisten gebildeter als ich und mit diesem makellosen Vorkriegsdeutsch. Und unvergessen sind mir die großen Erdbeeren mit Schlagsahne in Ihrem Haus Frau Hoff auf den Hügeln über Tel Aviv. Welch gastfreundliche Atmosphäre. In Erinnerung ist mir dann eine weitere Begegnung. Nach Israel siedelte Familie Hoff eine Weile in West-Berlin sich an und es gab einen Geburtstag, zu dem ich in den Garten in Nikolassee eingeladen war: der fünfzigste.

Kay Hoff habe ich dabei als einen heiteren, aufgeschlossenen Menschen kennen gelernt, der gerne lacht und gerne lebt und das Leben genießt; das war für mich als katholischen Rheinhesen, der ich mit dem Vorurteil groß wurde, die norddeutschen Protestanten seien verkniffen und verdrossen, eine erfreuliche Erfahrung, eine beglückende, die sich über die Jahre fortsetzte. Auch als Hoff's nach Schleswig-Holstein zogen, wo sie nun doch hingehören, riss unser Kontakt nicht ab. Mindestens zu Silvester erhielt ich das schöne Hoff-Gedicht wie viele Freunde und Bekannte. Und manchmal revanchierte ich mich durch einen Sonderdruck, bis mir klar wurde, dass dies doch eher eine Belastung für Kay Hoff ist, weil er ihn dann auch noch lesen muss. Es könnte ja sein, ich fragte ihn danach, wenn wir uns wieder träfen.

Als die Gesamtausgabe im Carl Bösch Verlag angekündigt wurde, war ich erleichtert und erfreut: ich hatte sie mir immer gewünscht, auch einige Male bei Verlagen vorgefühlt, wie man so sagt. Vergebens. Nun liegt die zehnbändige Ausgabe vor. Und dass ich zu zwei Bänden das Nachwort schreiben darf, ist erfreulich, aber erfreulicher noch ist der Erfolg, den Kay Hoff bei einem meiner Doktoranden hat: bei Thomas Wörther, den ich in meinem Seminar als klugen Menschen kennen lernte. Er kam eines Tages zu mir, weil er seine Magisterarbeit schreiben wollte. Worüber denn,

fragte ich. Er hätte, sagte er, in unserer Bibliothek das Werk eines wenig bekannten Schriftstellers entdeckt, der großartige Romane geschrieben habe, die jetzt in einer Gesamtausgabe erschienen; über den wolle er schreiben. Er heiße Kay Hoff. Ob ich den Namen schon mal gehört hätte? Ja, antwortete ich darauf, schon 1965. Schrecklich, diese immer besserwisserischen Professoren. Thomas Wörther ließ sich nicht einschüchtern. Die vorzügliche Magisterarbeit liegt vor, die Doktorarbeit wird das gesamte Prosa-Werk Kay Hoffs untersuchen, das damit endlich von der Germanistik wahrgenommen wird in all seiner Bedeutungsvielfalt.

Nach „Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich“ (Band 1 der Gesamtausgabe), 1966 zuerst erschienen, kam der zweite Roman „Ein ehrlicher Mensch“ 1967 heraus (Band 2). „Drei. Anatomie einer Liebesgeschichte“ erschien 1970 (Band 3). Diese drei Romane könnte man als Frühwerk bezeichnen, wenn man dabei bedenkt, dass Kay Hoff beim Erscheinen von „Bödelstedt“ immerhin 42 Jahre alt war. Mit Gedichten und Hörspielen freilich hatte er sich bereits einen Namen gemacht. Es folgen dann „Wir reisen nach Jerusalem“ 1976 (Band 4) und der Roman „Janus“ 1984 (Band 5). Die beiden späten Romane, nun ist der Begriff doch wohl angebracht, sind sodann „Voreheliche Gespräche oder im Goldenen Schnitt“ von 1996 (Band 6) und schließlich „Der Kopf in der Schlinge“ von 2000 (Band 7). Eine Tendenz kann man in dieser Folge wohl erkennen: vom vielschichtigen Erzählen kommt Kay Hof zu einem einfacheren, jedoch keineswegs eindimensionalen Erzählen. Beispiele seien die drei letzten Romane.

Dazu Jürgen H. Petersen in seinem Nachwort zu Band 6 der Gesamtausgabe: „In „Janus“ werden alle Erinnerungen und Reflexionen, alle Handlungen und Beobachtungen dadurch zusammengehalten, dass sie als Elemente eines Porträts wirken, das der Ich-Erzähler mit seinen Aufzeichnungen von sich selbst entwirft. In „Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt“

hingegen funktionieren die Berichte und Reflexionen der beiden Hauptfiguren als Elemente existentieller Harmonie oder Disharmonie. Die Liebes- und Ehe-Erfahrungen Helmuths beispielsweise weichen von denen Ruths beträchtlich ab und spiegeln insofern starke Gegensätze.“ (211) Also auch hier verweigert Kay Hoff die Gewissheit eines auktorialen Erzählers: mal wird alles von der subjektiven Sicht eines Ich-Erzählers zusammengehalten in „Janus“, mal in den beiden einander widerstreitenden Seh- und Erfahrungswiesen zweier unterschiedlicher Menschen gefasst, nämlich des sechzigjährigen Fotografen Helmuth und der vierzigjährigen Lehrerin Ruth in „Voreheliche Gespräche“.

Ich würde allerdings dieses Erzählen nicht als diskursives Erzählen bezeichnen. Diskurs ist ein arg strapazierter Begriff in der derzeitigen Literaturwissenschaft. Dass bei Hoff meist die Handlung des Romans in Gesprächen kolportiert und reflektiert wird, das ist sicher der Fall. Und das verbindet ihn mit den respektablen Ahnen, die Jürgen H. Petersen nennt, nicht zuletzt mit Theodor Fontane und Thomas Mann. Doch die Gespräche sind das eine Mittel, das andere sind die Selbstgespräche oder Monologe der Figuren. Hier wird vom Erzähler ein fiktiver Erzähler oder mehrere vorgeschoben, deren Perspektive die Subjektivität des Erlebens und des Erlebten betont.

Das zeigt sich noch einmal aufs schönste im letzten Roman „Der Kopf in der Schlinge“, einem Familienroman, könnte man sagen, in dem vier, gar fünf Generationen erwähnt werden, aber doch die sterbende Großmutter mit ihrer Erinnerungsrede, ihrem inneren Monolog im Mittelpunkt steht. Freilich wird ihre Sicht von der ihrer Kinder und Enkel gebrochen und durch Briefe und Tagebuchaufzeichnungen anderer Familienmitglieder. Hier hat Hoff noch einmal sein großes Thema zusammengefasst in der Rede der alten Frau: die Geschehnisse des Jahrhunderts aus der Sicht einer Familie. Es ist ein schlanker, elegant geschriebener Roman – in einem „parlando“, das sich nie in Plauderei verliert –, es ist ein Roman, der sich zur Lektüre jedem

empfehlte, der ins Werk von Kay Hoff vorzudringen wünscht.

Die Lyrik, dies zum Schluss, ist so etwas wie der rote Faden, der durch dieses Leben und Werk hindurchführt. Als Lyriker hat Kay Hoff angefangen, als Lyriker arbeitet er weiter. Der Band „Gedichte“, Band 9 der zehnbändigen Gesamtausgabe, umfasst 300 Gedichte vom Jahre 1952 bis zum Jahre 2002. Es ist eine Auswahl, die Kay Hoff selbst vornahm – aus den vorliegenden neun Gedichtbänden und aus den zerstreut veröffentlichten Gedichten. 1989 war schon einmal im Verlag Eremiten-Press ein Band ausgewählter Gedichte erschienen: „Zeit-Gewinn“ genannt. In der Auswahl der Gesamtausgabe zeigt sich Kay Hoff als einer der bedeutenden Lyriker der Nachkriegszeit; mag dies auch den Kritikern nicht bekannt sein, hiermit mache ich es bekannt. In meinem Nachwort habe ich seinen Platz zu bestimmen versucht: sanfte Sachlichkeit. Eine Nähe zu Elisabeth Borchers, Ludwig Greve und Walter Helmut Fritz sehe ich. Eine klare, auf Metaphern und Mythen weitgehend verzichtende Sprache, die doch einen Grad an Verdichtung erreicht, der vieles umfasst und ausspricht, kennzeichnet diese Lyrik.

Mir sind die späten Gedichte die liebsten; das mag auch mit meinem Alter zu tun haben. Die Schichten des Vergangenen, das noch gegenwärtig ist, werden festgehalten, und das Vorüber, das Nicht-Mehr, das Noch-Nicht, kurzum: die Erfahrung eines langen Lebens, die immer wieder in Momentaufnahmen stille steht – wie in alten Fotos, aus denen wir sehen, so war

es und so ist es nicht mehr und so ist es für immer – im Foto, im Gedicht. Der Autor hat sich dabei wie ein guter Fotograf weitgehend zurückgenommen, von ihm ist kaum die Rede, nur von dem, was er sieht und schreibt. Lediglich in den beiden letzten Teilen des Gedichtbandes, in „Zuwendungen“ und „Zur Person“, gibt sich der Autor gelegentlich als lyrisches Ich zu erkennen – in aller Bescheidenheit.

Er sagt das besser als ich, weshalb ich mit seinen Worten enden möchte, bevor er uns Gedichte liest. In einer Erläuterung zu dem Gedicht „Bescheidene Gabe“ schrieb er: „Bescheidene Gabe ist ein Liebesgedicht, in dem das Wort Liebe nicht vorkommt. Es ist geschrieben von einem lyrischen Ich – und vielleicht erklärt das seine Unmittelbarkeit – das offenbar mit dem Ich des Autors identisch ist. Das ist, wie jeder Liebhaber von Lyrik weiß, durchaus nicht selbstverständlich, heute gewiss nicht, aber auch nicht in früheren Zeiten. Hinter dem Ich mancher Gedichte verbirgt sich oft ein anderes, manchmal das zweite Ich des Autors – oder auch ein Rollen-Ich, ein Kunst-Ich, das vielleicht der Kunst sogar besser gerecht werden kann als ein doch sehr menschliches Autor-Ich. Es kann aber auch sein, dass es gerade die gebrochene Menschlichkeit ist, das Eingeständnis von Versagen und Schuld, die diese bescheidene Gabe doch zu einem Geschenk macht.“

So betrachte ich die „bescheidene Gabe“ von Kay Hoffs Werk als ein Geschenk

PROF. DR. HANS DIETER ZIMMERMANN, BERLIN